

✓ M 35 a

gedruckt

V. V o r t r a g

Dr. Rudolf Steiner,

(a)
gehalten am 2. Januar 1920 in der Waldorfschule zu Stuttgart.

Meine lieben Freunde !

(Sie werden mir heute schon etwas mein Krächzen verzeihen müssen, es wird mit der Zeit schon besser werden.)

Nun möchte ich teilweise auf Grund dessen, was ich schon ausgeführt habe, teilweise bekräftigend heute noch dieselben Tatsachen, möchte ich heute davon ausgehen, zu bemerken, dass gerade in der Sprachwissenschaft sich am traurigsten die Folgen materialistischer Betrachtungsweise zeigen, aber vielleicht auch am augenfälligsten. Man kann zwar nicht sagen, dass diese materialistische Betrachtungsweise z.B. in der Physik nicht noch schädlicher wirkt, weil sie weniger bemerkt wird, aber am traurigsten wirkt sie in der Sprachwissenschaft aus dem Grunde, weil sie da hätte am allerleichtesten vermieden werden können. Und weil man da hätte sehen können, wie Geist und Seele im sprachbildenden Genius eigentlich wirken. Nun handelt es sich darum, dass man sich mit dieser Einsicht, die ich damit andeute, noch älteren Zeiten der Sprachbil-

dung dadurch nähere, dass man sie für jüngere Zeiten beobachtet, für jüngere Zeiten, die noch mehr überschaubar sind, an denen man den Sprachwandel noch so verfolgen kann, dass deutlich durch den Sprachwandel und seine Metamorphosen hindurchscheint der Wandel in den Empfindungen und in den Gefühlen der Volksseele. Verhältnismässig weit zurück liegt ja schon die Sprache des deutschen Volkes zur Zeit etwa des Minnegesanges, also der Zeit, die man historisch - wie man sagt - die Ritterzeit nennt; aber doch liegt sie ja nur soweit zurück, dass man gewisse Dinge leicht literarisch noch verfolgen kann, so dass man da über manchen Bedeutungswandel sich aufklären kann. Allerdings, soviel sieht man da nicht mehr, als man sieht, wenn man den Homer liest und jene für uns heute als Schimpfworte wirkenden Bezeichnungen auftreten, mit denen sich da die griechischen Helden belegen; denn das halten wir heute nicht mehr aus, dass wir uns gegenseitig Ziegenmägen oder Esel nennen. Das weist auf eine Zeit zurück, wo ein Esel durchaus noch in solchem Ansehen stand, dass ein Held ein Esel genannt werden konnte. Die Tiere - das geht aus den homerischen Dichtungen klar hervor - waren durchaus noch nicht so mit Empfindungsnuancen belegt in jener Zeit, als sie heute belegt sind. Nun, ein wenig zum Verständnis dieser Dinge können wir uns erheben, wenn wir eben noch weniger weit zurückliegende charakteristische Beispiele aufsuchen, so, wenn wir im Mittelalter die Redensart finden: sie klebten wie ein Pech an ihrer Feinde Scharen. Es kommt uns heute komisch vor, wenn man von jemand, der tapfer im Kampfe aushält, sagt: Er klebt wie ein Pech. Aber dieses Wie- ein - Pech-kleben, das war durchaus eine

mögliche Ausdrucksweise in der Zeit des Minne\$gesanges, und bei Wolfram von Eschenbach finden Sie eine charakteristische Redensart, die Ihnen zeigt, wie man damals erstens noch viel gesehen hat auf das Anschauliche und zweitens ^{wie} über gewisse Empfindungsnuancen für gewisse Vorgänge und Dinge nicht vorhanden waren, die heute solche Vorgänge und Dinge verächtlich machen, wenn also Wolfram von Eschenbach in seriöser Art das Auftreten einer Herzogin vor einer männlichen Persönlichkeit so schildert, dass er sagt: Ihre Erscheinung drang in das Auge dieser Persönlichkeit und durch das Auge in das Herz, wie eine Nieswurz durch die Nase. Es ist anschaulich; denn der Geruch der Nieswurz strömt sehr anschaulich - man könnte sagen - sehr ruchbar durch die Nase; aber wir würden es heute nicht sagen. Daraus sehen Sie, wie die Gefühlswelt sich verwandelt hat, und diese Verwandlung der Gefühlswelt sollte man studieren, wenn man nicht materialistische Sprachwissenschaft treiben will. Einem neueren Dichter, wie Sie wissen, war es noch gegönnt, von einer würdigen weiblichen Persönlichkeit zu sagen: Sie blickte wie ein Vollmond drein; aber man würde im weitesten Umfange diese im Mittelalter ganz gebräuchliche Redensart heute nicht mehr verzeihen. Wenn Sie aus einer ähnlichen Empfindung heraus einer Dame sagen würden: Sie blicken mich wie ein Vollmond an, so würde das heute nicht mehr zu einer möglichen Umgangssprache gehören. Im Mittelalter war das Liebliche des Mondes, das Milde des Mondes das Vorherrschende im Volksgemüte. Und man hat von diesem aus gerade dasjenige, was man am Damenblick liebte, an der Damenmiene liebte, verglichen

mit dem Vollmond. Gottfried von Strassburg redet in seinem Tristan ganz seriös von geleimter Liebe. Geleimte Liebe ist das, was auseinandergegangen war, aber sich wieder zusammengeschlossen hat. Er redet vom Klebenbleiben von Verwundeten auf dem Schlachtfelde. Das würde heute beleidigend wirken. Und wenn gar das Mittelalter sagt: Die kaiserlichen Beine eines Menschen, um seine würdige Beinhaltung auszudrücken, oder wenn er sagt: Die kaiserliche Magd Maria, so zeigt Ihnen das, dass das wesentliche ist bei diesen Dingen die Wandlung der Gefühlswelt. Ich führe Ihnen diese Beispiele aus dem Grunde an, damit Sie aufmerksam werden, wie dieser Wandel der Gefühlsnuancen sich auf weniger bemerkbaren Gebieten geltend macht. So wenn im Mittelalter gesprochen wurde: krankes Schilfrohr. Was ist krankes Schilfrohr? Krank ist da nur das schmückende Beiwort für ein recht langgestrecktes Schilfrohr. Und die Zeit liegt gar nicht weit zurück, wo krank, wenn man es ausgesprochen hat, überhaupt nichts anderes bedeutete als schlank. Wenn man in der damaligen Zeit hätte einen Menschen krank genannt, so hätte man gemeint, er ist ein grosser Schlanker. Nicht meinte man im heutigen Sinne er sei krank; wenn man das sagen wollte, so hätte man sagen müssen, er sei süchtig oder von einer Sucht befallen. Damals war krank sein schlank sein. Nun denken Sie sich, was da vorgegangen ist. Man hat allmählich die Empfindung bekommen, dass es etwas Unmenschliches vom Menschen sei, wenn er schlank sei. Man hat sich die Empfindung angeeignet, dass normal beim Menschen ist, ein bisschen nicht schlank zu sein. Auf diesem Umwege ist entstanden die ~~er-~~

koppelung des Lautzusammenhanges krank mit süchtig sein, mit Nicht-normal-organisiert-sein. Also, es nimmt eine gewisse Empfindungsnuance ein Wort in Anspruch, das früher einer ganz anderen Empfindungsnuance angehört hat. Aber sehen Sie: es liegt die Zeit noch gar nicht weit zurück, da konnte ein Wirt gute Geschäfte machen, wenn er elenden Wein anpries. Also ein Wirt konnte sagen und verkünden lassen im Dorfe: Bei mir ist elender Wein zu finden. Elend ist hier ganz dasselbe Wort wie unser Elend. Sie finden einen Anklang an die alte Empfindungsnuance von Elend nur noch im Dialekt, so gewisse Dörfer, die weit an der Grenze draussen sind, das Elend genannt werden, die Enddörfer. Man sagte z.B. in Steiermark zu meiner Zeit: Der Mann ist aus dem Elend und meinte damit, er ist aus einem Grenzorte. Und es haben sich gewisse Dörfer bis jetzt den Namen Elend erhalten. Diese Bezeichnung ist nur von weiter draussen hereingerückt; denn der elende Wein hiess: ausländischer Wein, und das Elend ist das Ausland, so dass also der Wirt, der gute Geschäfte, wenigstens bis zum Jahre 1914 machte, wenn er französische Weine z.B. anpries, der würde gute Geschäfte gemacht haben, wenn er elende Weine angepriesen hätte. Da haben wir also einen Bedeutungswandel, der schon bei krank vorhanden ist. Sehen Sie, der Dichter Gailer von Kaisersberg, der spricht, - wenn Sie bei ihm suchen, wird es nicht mehr durchsichtig sein - kurioserweise von einem hübschen Gott. Das können wir heute nicht mehr gut sagen. Er meinte damit einen wohlwollenden Gott. Mit hübsch finden wir damals die Gefühlsnuance, die wir heute mit dem Worte Wohlwollen

verbinden. Sie finden heute zuweilen noch die Redensart - denn solche Dinge haben sich als Reste erhalten -: ein ungehobelter Mensch. Sie werden das schon gehört haben. Sie werden dieses Wort nur dann verstehen, wenn Sie bei Luther lesen, dass die Menschen durch die Propheten gehobelt werden. Menschen werden durch die Propheten gehobelt, d.h. sie werden zurecht gemacht. Da haben wir also noch die sinnliche Anschauung des Hobelns verbunden mit dem zurüchtmachen. Da sind wir mit diesen Beispielen etwas weiter noch zurückgegangen. Aber gehen wir auf etwas noch Näheres. Lessing, der also nicht mehr weit zurückliegt, will einmal ausdrücken, was man heute schon missverstehen kann durch die Wortprägung Lessings, er will ausdrücken, dass es vieles gibt, wofür man Sympathie entwickelt, was gerechterweise Sympathie entwickelt, was aber noch nicht zum Charakter, des Schönen erhoben werden kann, daher nicht zum Gegenstand der Kunst erhoben werden kann. Und diese Wahrheit drückt er so aus, dass er sagt: Vieles von dem Anzüglichen kann nicht Gegenstand der Kunst sein. Wenn wir das heute lesen, so werden wir unmittelbar glauben, anzüglich sei bei Lessing so gemeint, wie es heute gemeint ist; aber der Zusammenhang ergibt, dass er so redet, dass wir nur dasselbe meinen würden wie er, wenn wir sagen würden: Vieles von dem Anziehendsten kann nicht Gegenstand der Kunst sein. Also, Sie haben hier die Wandlung der Empfindungsnuance, so dass, was Sie heute als das Anziehendste bezeichnen, Lessing als das Anzüglichste bezeichnet hat. Wir bezeichnen damit heute etwas wesentlich anderes. Nun interessant zu verfolgen, wie auf komplizierte

Weise solch ein Bedeutungswandel sich vollzieht. Nehmen Sie einmal an: das Wort krank, das früher schlank bedeutet hat, konnte also auch angewendet werden auf das Schilfrohr. Ein krankes Schilfrohr ist ein Schilfrohr, das schlank ist, das daher weniger gut zu brauchen ist als ein kurzes dickes Schilfrohr. Nun hat sich das allmählich gewandelt in der Empfindungsnuance, so dass es allmählich die heutige Bedeutung von krank empfing. Aber heute ist schon wiederum etwas abgestreift; denn Adelung, der in der Mitte zwischen jener Zeit und uns lebte, Adelung sagt z.B., man müsse ausbessern gekränkte Schiffe. Es wirkt heute ein bisschen komisch oder wenigstens so, dass man weiss, dass der Betreffende ein Spassvogel ist, wenn er von seiner gekränkten Uhr z.B. spricht; aber damals war das etwas Selbstverständliches, wenn man das mittlerweile gewandelte Wort krank auch auf Unorganisches angewandt hat. Sie sehen daraus, dass krank ursprünglich etwas mit der Gestalt zu tun hatte, dann sich die Bedeutung von heute erst allmählich einschlich. Dann aber wurde das, was früher da war, ganz weggeworfen, und es bekam eine ganz neue Bedeutung, während wir bei den gekränkten Schiffen noch an die frühere Bedeutung hätten denken können. Es ist immer mehr und mehr abgestreift worden das unmittelbare Erfühlen des Empfindungsgemässen in den Worten. Selbst bei Goethe, und zwar bei ihm, weil er in vieler Beziehung zurückgegangen ist auf das Walten des sprachbildenden Genius, findet sich noch ein deutliches Fühlen bei Worten, wo wir nicht mehr deutlich fühlen. Z.B. nehmen Sie an das Wort bitter. Bei uns ist es heute eine Bezeichnung für ein

rein subjektives Erlebnis geworden, für ein Geschmackserlebnis. Und mit dem, was anschaulich war in alter Zeit und wovon das Wort bitter abgeleitet ist, bringen wir heute in unserer Empfindung das Wort nicht mehr - wenigstens gewöhnlich nicht mehr - zusammen mit beissen. Es hängt zusammen mit beissen. Das, was bitter schmeckt, beisst uns eigentlich. Goethe fühlt das noch und spricht von der bitteren Scheere der Parze. Die beissende Scheere der Parze ist das - die Menschen sind heute schon solche Abstraktlinge, dass wenn Sie auf ein solches Wort stossen, so sagen sie: dichterische Freiheit. Aber es ist keine dichterische Freiheit, sondern es ist gerade aus dem vollen inneren Erlebnis hervorgegangen. Goethe lebt auch noch nicht in der Zeit, wo neunundneunzig Prozent dessen, was gedichtet wird, zuviel ist, sondern nur noch 65% oder etwas darüber; Goethe fühlte der Sprache gegenüber - und das muss man sich bei vielen seiner Dinge vor Augen halten - noch viel innerlich lebendiger, als das heute irgend ein Mensch, wenn er einfach in der äusseren Bildung darinnen steht, kann. Das können Sie wiederum fühlen, wenn Sie finden das Wort: Ein ecce homo gefiel mir wegen seiner erbärmlichen Darstellung. Kein Mensch scheint das heute anders zu empfinden als, wenn er so redet, dass das eine schlechte Darstellung ist; Goethe aber will andeuten, dass unser tiefstes Erbarmen hervorgerufen wird durch diese Darstellung. Wir müssten also ganz abstrakt sagen: ein ecce homo gefiel mir wegen seiner Erbarmen herausfordernden Darstellung. Goethe sagte: Ein ecce homo gefiel mir wegen seiner erbärmlichen Darstellung. Aber sehen Sie, selbst

kein: das Verrichtete, das bewirkt Geschwür. Sehr anschaulich und

noch vor verhältnismässig gar nicht ferner Zeit konnte man einen Menschen, der auf der Strasse ging und gerne Kinder ansprach, gerne arme Leute ansprach, der mit ihnen redete, nicht hochfahrend war, der sich nicht hoch trug, den konnte man nennen: Du bist ein niederträchtiger Mensch, wenn man ihm Anerkennung zollen wollte. Das war möglich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Ein niederträchtiger Mensch, das war für die damalige Zeit ein leutseliger Mensch, man lobte ihn, man zollte ihm das höchste Lob von einem gewissen Gesichtspunkte aus. Ich glaube nicht, dass heute noch viele Menschen einen gründlichen Sinn verbinden, wenn sie in Schriften des 18. Jahrhunderts lesen von einer ungefährlichen Zahl. Wir würden heute nur sagen: eine Zahl, die ungefähr das sagt. Es ist eine aproximative Zahl. Die nannte man eine ungefährliche Zahl. Und was würden sich die meisten Menschen heute denken, wenn sie den im 18. Jahrhundert noch gang und gäbe gewesenen Ausdruck finden: unartige Pflaumen? Unartige Pflaumen sind diejenigen Pflaumen, die nicht die ganz typischen Merkmale der Art zeigen, die etwas Besonderes sind, die aus der Art herausfallen; das sind unartige Pflaumen. Sehen Sie, erst wenn wir uns aneignen ein Gefühl, dass solche Wandlungen stattfinden, dann verstehen wir anderes, was seine Wandlung nicht so auffällig an der Stirne trägt, z.B. unser heutiges Wort schwierig. Sie wissen, mit welcher Empfindungsnuance man es gebraucht. Früher gebrauchte man es nur, wenn man sich bewusst war, dass man sagen wollte: voller Schwären, voller Geschwüre. Also, wenn man eine Sache schwierig fand, so wollte man damit die Empfindung ausdrücken: das Verrichten, das bewirkt Geschwüre. Sehr anschaulich und

lebendig drückt man das aus, und dies hängt zusammen mit dem Ausdruck schwierig. Solche Dinge, die ganz aus der gegenwärtigen Empfindungsnuance herausgefallen sind und die beweisen, wie Unrecht man hat, wenn man als Pedant an die Sprachbeurteilung herangeht und ableiten will, ohne dass man kennt die Tatsachen der Sprachmetamorphosen, das kann sich auch in der Mundart zeigen. Es gibt noch eine gewisse Gegend des deutschen Sprachgebietes, wo gesagt werden kann, wenn man jemand ein Mittagsmahl vorsetzt, das viele Gänge hat - man kann ihm sagen gegenwärtig, er soll von dieser Speise nicht zu viel essen; denn es gibt noch andere Speisen für die er sich Appetit bewahren soll; Man kann heute sagen: Bitte, essen sie nicht zu viel, es kommen noch andere Gutheiten nach - eine gewisse Mundart aber kann sagen: Iss von dieser Speise nicht zuviel, es gibt noch etwas hintenauf. Eine andere Mundart hat die Möglichkeit zu sagen: Ach, da sind gute, liebe Kinder, die schlachten sich, d.h. sie sind nicht aus der Art geschlagen, sie sind gutartig, sie schlachten sich. Gerade solch ein Beispiel, wie diese sind: gutartige Kinder, die schlachten sich, das weist uns auf das lebendige Zusammenleben zwischen Empfindung und äusserer Anschauung im Sprachgefühl. Das tritt einem manchmal als etwas ausserordentlich Wichtiges entgegen. Sehen Sie, Sie haben bei Goethe eine Stelle, die er als Gesprächsstelle in späten Jahren zur Charakteristik seines Arbeitens an seinem Faust gebraucht hat, diese Stelle hat bei allen Faust-Komentatoren eine ausserordentlich grosse Rolle gespielt. Goethe sagt einmal als ganz alter Mann,

um die Arbeit an seinem Faust zu charakterisieren, es sei doch
etwas, wenn man am Faust so verfahren hätte, dass man die erste
Komposition von vornherein jugendlich gemacht habe, alles weitere
weniger ausführlich. Alle Faust-Komentatoren haben daraus ge-
schlossen, dass Goethe schon als junger Mensch einen Faustplan
hatte, dass ihm die Konzeption zu seinem Faust von vornherein
klar war und dass das Spätere nur eine Art Ausführung sei. Und
viele Unnötige und Unwahre mit Bezug auf die Charakteristik
des Arbeitens am Faust ist aus der Interpretation dieser Stelle
gekommen. Diese Stelle kann erst richtig verstanden werden, seit
Fresenius veröffentlicht hat, welche Bedeutung bei Goethe der
Silbenzusammenhang von vornherein immer hat. Mir trat dies be-
sonders nahe, weil ich mit Fresenius arbeitete. Der Mann kam,
wenn er irgend etwas hatte, Jahrzehnte nicht zur Verarbeitung
dieser Sache. Daher bat ich ihn, dass er das veröffentliche,
weil das sehr wichtig sei, was er da zu sagen hätte. Man kann
nämlich zusammen nehmen alle Stellen, wo Goethe das Wort: von
vornherein gebraucht hat, und er gebraucht es nie anders als
räumlich. Wenn er sagt, er habe ein Buch von vornherein gelesen,
so bedeutet das nichts anderes, als das er nur die ersten Seiten
des Buches gelesen hatte. Und so kann man klar nachweisen, dass
er nur die ersten Seiten des Faust in der Jugend konzipiert fer-
tig hat. Also hier deutet auf die Arbeit Goethes einfach das
richtige Verständnis des Wortgebrauches hin und Sie sehen gerade
bei diesem Wortgebrauch, dass bei uns abstrakt geworden ist, was
bei ihm räumlich angeschaut ist. Den Ausdruck: von vornherein ge-
lesen. Der österreichische Dialekt hat auch für das bloße

braucht er immer anschaulich räumlich. So beruht sogar ein grosser Teil desjenigen, was Goethe so anziehend macht, auf diesem seinem Zurückgehen zu den Qualitäten des ursprünglichen sprachschöpferischen Genius. Und man kann, wenn man von Goethes Sprache aus während heute die Forscher das nur materialistisch machen - in Goethes Sprache vorzudringen sucht, kann man auch da wichtige Anhaltspunkte für eine Entmaterialisierung der Sprachwissenschaft finden. Es ist gut, wenn man sich bei solchen Dingen auch Rat erholt. Wir haben für vieles nicht mehr jene Lautzusammenhänge, die das ursprüngliche Zusammengehören von Empfindungsnuancen und Lautbeständen zum Ausdruck bringen. Die Dialekte haben es noch manchmal; sie haben auch das, wo zum Ausdruck kommt das Anschauliche. So z.B. finden Sie, weniger schon in der Schriftsprache, aber ganz oft im Dialekt da oder dort den Ausdruck: unter den Arm greifen. Das heisst einfach, jemand, der hilflos ist helfen. Warum? Weil die jüngeren Leute den älteren, die nicht mehr so flott gehen konnten, die Hand boten, ihnen unter den Arm griffen und sie stützten. Dieser ganz anschauliche Vorgang ist übertragen worden auf Hilfeleistung überhaupt. Geradeso, wie man gesagt hat, man wischt sich den Nachtschlaf aus den Augen, so hat man für das Helfen einen einzelnen konkreten Vorgang gewählt, durch den man das Abstraktere anschaulich ausdrückte. Manchmal war dann der Sprachgenius nicht mehr in der Lage, am Anschaulichen festzuhalten; dann hat er zuweilen auf der einen Seite das Anschauliche festgehalten, auf der anderen Seite es abgeworfen. Sie haben heute noch das Wort lauschen für eine gewisse Art des Zuhörens. Der österreichische Dialekt hat auch für das bloss

Hören ein Wort, das noch mit diesem Lauschen verwandt ist: losen, und man sagt in Oesterreich nicht bloss zu jemand, von dem man will, dass er zuhört: Hör einmal! sondern: Los einmal! Das Losen ist ein schwaches aktives Lauschen. Die gebildete Umgangssprache hat Lauschen behalten: das Verwandte, das mit Empfindungsnuance darauf deutet mit schwächerer Aktivität, in losen kann man aber noch spüren das Schleichende, das im verborgenen Zuhören sich äussert, das Schleichende, und in einer gewissen Weise ist sogar das losen schon übergegangen auf ein unerlaubtes Zuhören. Wenn z.B. einer durchs Schlüsselloch etwas erlauscht oder wenn einer zuhört bei etwas, wo zwei sich unterhalten, was nicht für ihn bestimmt ist, dann sagt man, er habe gelost. Erst, wenn man eine Empfindung hat für das Empfindungsgemässe solcher Lautbestände, kann man allmählich übergehen, die Empfindung zu entwickeln für die elementaren Laute, die Vokale und Konsonanten. So sehen Sie, gibt es im österreichischen Dialekt ein Wort, das heisst Ahnl; es ist die Grossmutter, die Ahnl. Ahnl, kennen Sie es nicht? Die Ahnfrau ist etwas allgemeiner. Die Ahnl, da haben Sie die Ahne mit einem l verbunden. Es ist einfach der Ahn mit einem l verbunden. Um das zu verstehen, was da eigentlich sprachlich vorliegt, muss man sich sprachlich aufschwingen, dieses l als Konsonant zu fühlen. Sie fühlen es, wenn Sie die Nachsilblich, von der ich gesagt habe, dass sie aus leik entstanden ist, wenn Sie diese fühlen. Es hat etwas zu tun mit dem Gefühl, dass sich etwas herumbewegt, dass man in der Sprache nachzuahmen hat das sich Herumbewegende. Eine Ahnl ist eine Person, die man anschaut als eine Alte, die den Eindruck macht einer Alten. Man

muss so im Gesicht herumschauen, damit man die Falten sieht. So sehen Sie, wie charakteristisch das l angewandt ist. Nehmen Sie das Wort schwinden. Schwinden, hingehen, indem es nicht mehr gesehen wird; etwas hingehen machen, indem es nicht mehr gesehen wird. Nehmen Sie nun einmal nicht mehr ein hingehen machen, dass es nicht mehr gesehen wird, sondern: ich will so ein bißchen moggeln beim Hingehen machen; ich will eines bilden, das doch wieder dableibt, was also nicht ausdrückt das wahre, wirkliche Schwinden, dann fühle ich das Sicher~~h~~umbewegen - hier ein l - und es wird schwindeln daraus. Das hat das l gemacht, und Sie können genau fühlen, welchen Empfindungswert ein solches l hat, wenn Sie von schwinden auf schwindeln übergehen. Sie werden die Eurhythmie als etwas Selbstverständliches fühlen, wenn Sie sich in solche Dinge vertiefen. Sie werden fühlen, das in der Eurhythmie zurückgegangen wird auf ein ursprüngliches Verwandtsein des Menschen mit dem, was in den Lautbeständen enthalten ist, das ohne den Lautbestand eben nur durch die Bewegungen zum Ausdruck gebracht werden soll. Sie werden, wenn Sie so etwas fühlen, auch genau empfinden können, wie z. B. in einem Vokal wie u etwas Zusammenschmiegendes, Zusammenschliessendes enthalten ist. Sehen Sie sich das u der Eurhythmie an, dann haben Sie dieses Zusammenschmiegende, Zusammenschliessende, und dann werden Sie sagen: In Mutter, mit der man sich gewöhnlich zusammenschliesst, kann an erster Stelle unmöglich ein a stehen oder e stehen. Man könnte sich nicht sagen, dass man da Metter oder Matter sagt. Mater bezeugt eben, dass es eine abgeschwächte Sprache ist, in der es vorkommt: ursprünglich heisst es Mutter. Ich habe Sie durch

alles das auf den Weg des sprachbildenden Genius gewiesen, der - wie ich schon einmal sagte - eine Kluft aufrichtete zwischen dem Lautbestand und der Vorstellung. Beide sind ursprünglich miteinander innig verbunden im subjektiven menschlichen Erleben: sie trennen sich. Der Lautbestand geht hinunter ins Unterbewusste, der Vorstellungsbestand geht hinaus ins Bewusste. Und damit werden viele Dinge, die noch empfunden werden da, wo man ursprünglich mit den äusseren Tatsachen zusammen lebt, die werden abgeworfen. Und geht man zurück in der Sprachentwicklung, dann findet man überhaupt das Merkwürdige, dass einen die ursprünglichen Formen der Sprachentwicklung ganz hinausführen in das Tatsächliche, dass ein feiner Tatsachen- und Wirklichkeitssinn auf den primitiven Stufen der Sprachbildung vorhanden ist, dass die Leute, die auf dieser Stufe leben, mit dem, was in den Dingen ist und vorgeht, dass sie mit dem innig zusammenleben. In dem Augenblick, wo dieses innere Zusammenleben aufhört, vernebelt sich gewissermassen der Wirklichkeitssinn, und die Leute leben in einem Unwirklichen, was in der Sprache zum Ausdruck kommt. In der ursprünglichen indogermanischen Sprache haben Sie wie im Lateinischen drei Geschlechter, wie auch wir im Deutschen noch drei Geschlechter haben. Man empfindet sie als etwas Verschiedenes: männlich, weiblich, sächlich. Im Französischen haben Sie nur noch zwei Geschlechter, im Englischen haben Sie nur noch ein Geschlecht, was Ihnen bezeugt, dass das eine Sprache ist, die als Sprache den Wirklichkeitssinn grandios - könnte man sagen - abgeschliffen hat, die nur mehr über

den Dingen schwebt, aber nicht in den Tatsachen darinnen schwach empfunden hat, hat der Elefant das männliche Geschlecht schwebt. Es war noch etwas elementar Hellseherisches auf der-
bekommen und die Maus das weibliche Geschlecht, was nur damit
jenigen Stufe der Menschheitsentwicklung, wo die Geschlech-
zusammenhängt, dass das eine als stark und das andere als schwach
ter gebildet wurden für das Wort; man empfand da noch etwas
empfunden worden ist. Die Dämonen des Waldes sind zum Teil weiblich
Lebendig-Geistiges in den Dingen drinnen. So hätte niemals ent-
weil sie für sie, für das ursprüngliche Empfinden, die Häuser,
stehen können in den älteren Sprachformen der indo-germanischen
die Sitze für weibliche Gottheiten waren. Dass ein sächliches
Sprachen: der Sonne und die Mond - was später nur umgewendet
Geschlecht neben dem männlichen und weiblichen vorhanden ist,
worden ist in die Sonne und der Mond -, wenn man nicht empfun-
das ist eigentlich von ungenügender Bedeutung, weil es nur et-
den hätte die elementarischen Wesenheiten, die in Sonne und
was sehr tiefes in Sprachgenius verweist. Wir haben den Mann
Mond leben wie Bruder und Schwester. Im Altertum hat man empfun-
der Mann, die Frau, das Kind, das Kind, worinnen das Geschlecht
den: Die Sonne ist der Bruder, der Mond die Schwester; heute ist
noch nicht ausgesprochen ist, was noch nicht sein magstiges
es an der Zeit, wo man umgekehrt verfährt. Der Tag, die Nacht,
ist, was dieses noch wird. Als das männliche Geschlecht gegeben
wo man empfunden hat den Tag als den Sohn und die Nacht als
worden ist, ging das hervor aus jener Stimmung beim Volksgeiste,
die Tochter des Riesen Nori, das beruhte durchaus auf primiti-
wo man empfand, dass alles, was man als sächliches bezeichnet,
ver hellseherischer Anschauung. Die Erde hat man nicht so empfun-
etwas wird. Das Gold hat heute noch nicht das Charakter^{eigentlich(?)}
den wie die heutigen Geologen sie empfinden. Die haben natür-
das ihm einstmalig eigen sein wird. Es ist im Kosmos noch jung;
lich alle Veranlassung, ein Neutrum zu gebrauchen. Das Erde
es wird erst das sein, wozu es bestimmt ist. Daher sagt man nicht
müssten sie sagen. Der heutige Mensch empfindet nicht mehr, wie
der Gold, nicht die Gold, sondern das Gold. Man kann nun wieder-
die Erde tatsächlich die Gaa ist, zu der das Männliche der Ura-
rum studieren, wie es sich damit verhält, wenn die Anschauung,
nos ist. Das empfand man aber (auch) noch in den Gegenden, wo die
aus der die Geschlechtscharakteristik hervorgegangen ist. Wir
germanische Sprache ursprünglich sprachbildend aufgetreten ist.
Sagen heute die Mitgift, was deutlich beweist, dass es zusammen-
Sonst waren es wenigstens Empfindungsnuancen, die aus dem Zu-
hängt mit einem früheren Wort, wie es auch der Fall ist: die
sammenleben in der Aussenwelt sich ergaben, die zu der Ge-
Gift. Wir sagen heute der Abscheu, was deutlich beweist, wie es
schlechtsbezeichnung, zu der Geschlechtscharakteristik den Anlass
auch der Fall ist, dass es zurückführt auf ein Wort: der Scheu.
gaben. So, sehen Sie, empfand man den Elefanten als stark, die
der Scheu, die Gift, die Worte haben ihre Empfindungsnuancen ge-
Maus als schwach. Weil man den Mann als stark und das Weib als
wandelt. Die Gift wurde früher einfach so bezeichnet, dass man

schwach empfunden hat, hat der Elefant das männliche Geschlecht bekommen und die Maus das weibliche Geschlecht, was nur damit zusammenhängt, dass das eine als stark und das andere als schwach empfunden worden ist. Die Bäume des Waldes sind zumeist weiblich, weil sie für sie, für das ursprüngliche Empfinden, die Häuser, die Sitze für weibliche Gottheiten waren. Dass ein sächliches Geschlecht neben dem männlichen und weiblichen vorhanden ist, das ist eigentlich von ungeheurerer Bedeutung, weil es auf etwas sehr Tiefes im Sprachgenius verweist. Wir haben den Mann: der Mann, die Frau, das Kind. Das Kind, worinnen das Geschlecht noch nicht ausgesprochen ist, was noch nicht sein Endgültiges ist, was dieses noch wird. Als das sächliche Geschlecht gegeben worden ist, ging das hervor aus jener Stimmung beim Volksgenius, wo man empfand, dass alles, das man als sächlich bezeichnet, etwas wird. Das Gold hat heute noch nicht das Charakteristikon, das ihm einstmals eigen sein wird. Es ist im Kosmos noch jung; es wird erst das sein, wozu es bestimmt ist. Daher sagt man nicht der Gold, nicht die Gold, sondern das Gold. Man kann nun wiederum studieren, wie es sich damit verhält, wenn die Anschauung aus der die Geschlechtscharakteristik hervorgegangen ist. Wir sagen heute die Mitgift, was deutlich beweist, dass es zusammenhängt mit einem früheren Wort, wie es auch der Fall ist: die Gift. Wir sagen heute der Abscheu, was deutlich beweist, wie es auch der Fall ist, dass es zurückführt auf ein Wort: der Scheu. Der Scheu, die Gift, die Worte haben ihre Empfindungsnuance gewandelt. Die Gift wurde früher einfach so bezeichnet, dass man

mehr meinte: das Gleichgültige des Gebens; aber weil vorzugsweise das, was gewisse Leute gegeben haben und was nach Fausts Anschauung vielen Leuten schädlich war, weil diese Bedeutung, die sich gewandelt hat, angewendet worden ist auf eine Gabe, die anrühig ist, verlor man den Zusammenhang mit der ursprünglichen Geschlechtscharakteristik, und es wurde das Gift. Und die Scheu wurde, als das ursprüngliche starke Empfinden, das einer hatte, den man scheu nannte, das in sich gefestigte, als das schwach wurde, da durfte das Wort die Scheu werden. Wie die Sprache abstrakter geworden ist, wie die Sprache sich herausgelöst hat aus dem Verwobensein mit der äusseren Wirklichkeit, das kann man am besten daran sehen, dass ^{nach (?)} doch die indo-germanischen Sprachen, also die alten Sprachen, acht Fälle hatten: Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ, Vokativ, Ablativ, (ein) Lokatives, (ein) Instrumentales; d.h., man drückte nicht nur die Stellung, die ein Ding hatte, aus, die man heute empfindet, wenn man es im ersten, zweiten, dritten, vierten Falle ausdrückt, sondern man wusste auch andere Zusammenhänge mit der Empfindung zu verfolgen, so z.B. irgend etwas tun zu einer bestimmten Zeit, kann man so ausdrücken wie heute, dass man sagt, man tut es diesen Tag oder dieses Tages, man kann Genitiv oder Akkusativ gebrauchen. Man empfindet nicht mehr das Helfende des Tages dabei, der Tageszeit, und gerade dieses bestimmten Tages. Man empfindet nicht mehr, dass man, was man z.B. am 2. Januar 1920 tut, nicht mehr später tun könnte, dass einem die Zeit etwas Helendes ist, dass die Zeit in etwas darinnensteckt, was einem hilft.

Das empfand man in alten Zeiten. Und man gebrauchte die instrumentale Art *hiu tagu*. Man müsste sagen etwa: durch diesen Tag, vermittelt dieses Tages. Es ist zum Worte heute geworden. Heute, da steckt also ein altes Instrumentales darinnen. Ebenso *hiu jaru*. Es ist zum heutigen heuer geworden. Aber die Sprache hat nach und nach diese anderen vier Fälle abgeworfen und hat nur noch die vier Fälle zurückgehalten. Daraus sehen Sie auch, wie das Abstrahierungsvermögen der Sprache fortschreitet und wie wir das, wenn wir uns diese Beispiele vor Augen führen, eben deutlich sehen können, wie allmählich sich das abstrakte Denkvermögen und wie damit ein gewisser Unwirklichkeitssinn sich herausgestaltet aus dem alten Wirklichkeitssinn, der in der Sprache zum Ausdruck kommt.